

Die blinden Brüder und das Dienstmädchen

Jules und Edmond de Goncourt waren scharfe Beobachter – oder? Alain Claude Sulzer nähert sich den Männern von einer neuen Seite

CLAUDIA MÄDER

Im Januar 1865 befanden sich Edmond und Jules de Goncourt in einem «nervösen Erregungszustand». Gerade hatten sie ihren jüngsten Roman veröffentlicht. Gespannt warteten sie auf Reaktionen und fürchteten sich zugleich vor «etwas Unangenehmen», wie sie in ihrem Tagebuch schrieben.

Mit diesem Tagebuch, in dem sie über Jahrzehnte hinweg jede Regung und jedes Gerücht der Pariser Kulturszene festhielten, sind die Brüder Goncourt bekannt geworden. Die fast 7000 Seiten sind Zeitdokument, Fundgrube und Lesepass in einem – der böse Witz, der Klatsch, die Reflexionen der beiden Männer faszinieren einen bis heute. Dass die Goncourts auch Romane verfassten, ist dagegen weniger bekannt. Elf Stück waren es insgesamt, und jener von 1865 gilt in der französischen Literatur als Meilenstein: «*Germinie Lacerteux*» stand am Anfang der naturalistischen Erzähltradition.

Das Buch schildert das Leben eines Dienstmädchens. Aus einfachen Verhältnissen kommt Germinie nach Paris, findet dort nach einer Vergewaltigung

ein gutes Anstellungsverhältnis und gerät doch ins Elend: Einem herzlosen jungen Mann verfallen, beginnt sie zu stehen, zu saufen und sich zu prostituieren – ohne dass ihre Herrin das geringste bemerkt.

LESEZEICHEN

Alain Claude Sulzer: *Doppelleben*. Verlag Galiani Berlin, Berlin 2022. 304 S., Fr. 33.90.

Die Goncourts waren zwar Aristokraten und keine Freunde des Volkes. Doch allem voran waren die Brüder scharfe Beobachter ihrer Zeit: Sie wollten beschreiben, was sie um sich herum sahen, und hielten es daher für geboten, in der Literatur auch das Leben der «unteren Klassen» darzustellen. So jedenfalls stand es im Vorwort ihres Buches. Beim Publikum fand es wenig Gnade. Émile Zola, der den Naturalismus später prägte, war begeistert, das Gros der Rezensenten aber rümpfte die Nase über den «pathologischen Roman» und die «Literatur der Verwesung». Die Prinzessin Mathilde Bonaparte, eine Freundin

Nie in der Einzahl

der Goncourts, soll sich nach der Lektüre gar übergeben haben. Im Verlauf der letzten 150 Jahre haben Erzählungen, die die Niederungen des menschlichen Daseins ins Zentrum rücken, ihr Skandalpotenzial verloren. Mit Empörung und Unverständnis muss Alain Claude Sulzer heute gewiss nicht rechnen – obwohl er dieselbe Geschichte wie die Goncourts erzählt: Der Fall des Dienstmädchens, den die beiden Autoren 1865 schilderten, bildet einen zentralen Bestandteil seines jüngsten Buches, «*Doppelleben*».

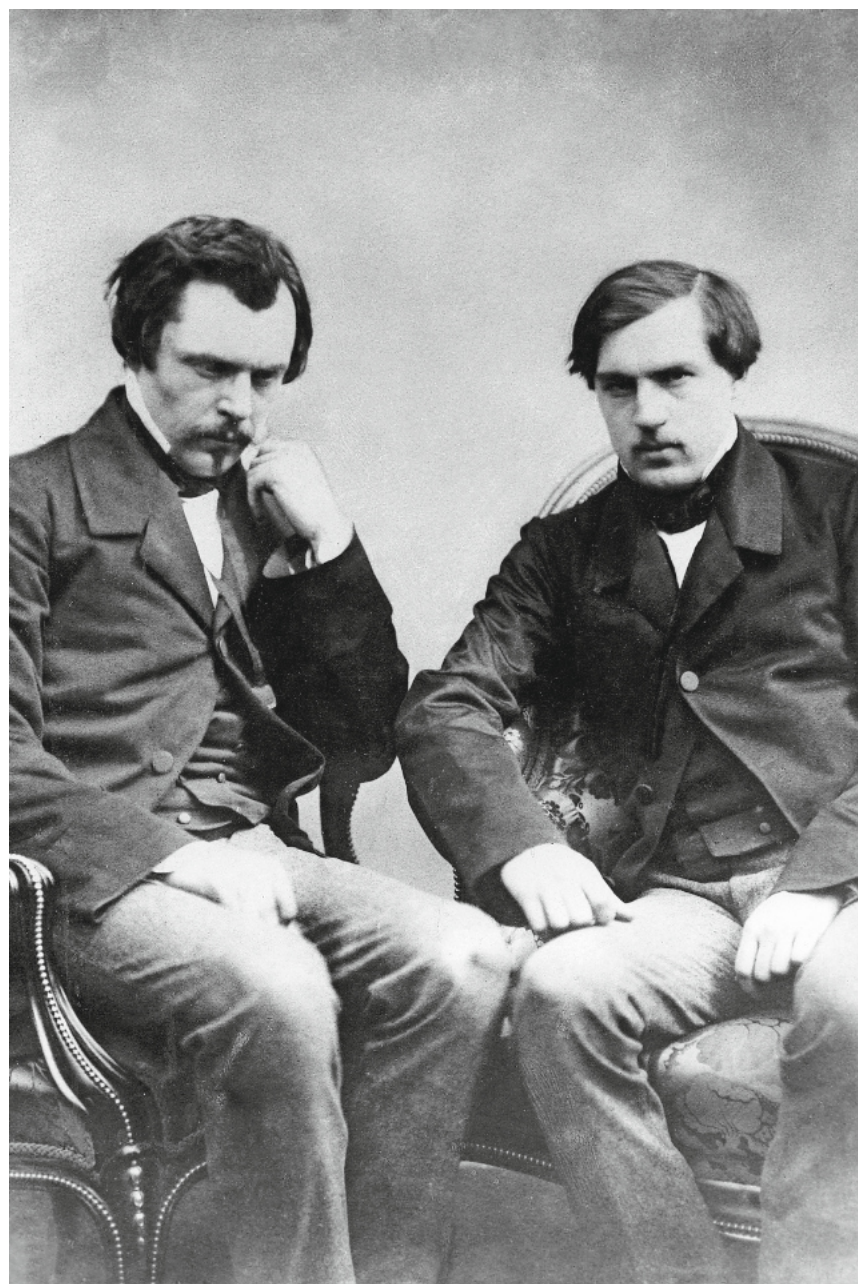
Der Roman geht von den Brüdern Goncourt aus, die von der Geliebten bis zum Schreibtisch alles teilten und niemals in der Einzahl auftraten. Doch der Clou des Titels ist ein anderer: Germinie, die kriminell und krank gewordene Dienstmagd, hatte ab den 1830er Jahren bei der Familie de Goncourt gearbeitet. Mit richtigem Namen hiess sie Rose Malingre. Die Brüder meinten, die Frau in- und auswendig zu kennen – und begannen sich zu hintersinnen, als sie nach ihrem Tod im Jahr 1862 von all den traurigen Exzessen erfuhren, die Rose vor ihnen verborgen hatte.

Die Literaten entschieden sich, dem Leben der Hausangestellten ein Buch zu widmen: Basierend auf den Informationen, die sie besaßen, schufen sie eine fiktive Erzählung; sich selber liessen sie aussen vor, eine Mademoiselle de Varandeuil spielt im Roman die Rolle der ahnungslosen Arbeitgeberin. Diese Geschichte bearbeitet Sulzer nun aufs Neue. Der Basler Autor pickt Episoden aus «*Germinie Lacerteux*» heraus, er imaginiert und verändert den Gang der Dinge auf seine eigene Weise, vor allem aber bindet er das Leben der Magd an jenes der Goncourts zurück.

Wobei das nicht ganz richtig ist, denn eher als ihre Leben verpflichtet Sulzer die Sterbeprozesse seiner Figuren. Jules, der jüngere Goncourt, hatte sich 1850 mit Syphilis infiziert. Lange lebte er relativ unbehelligt, gegen Ende der 1860er Jahre aber begann ein dramatischer Niedergang. Jules' Körper und Geist zerfielen, seine Leidenserfahrung, jener von Rose in vielem ähnlich, bildet den zweiten Hauptstrang des Buches.

Näher als im echten Leben

Beide Menschen, Rose wie Jules, siechten an ihren Lebensenden vor sich hin. Alkohol und Schwindsucht machten die Frau zu einem kraftlosen Knochenhaufen – «die Haut klebte wie Seidenpapier auf dem Skelett» –, der kaum 40-jährige Mann verwandelte sich in ein «vegetie-



Edmond und Jules de Goncourt begründeten den naturalistischen Stil. ADOC-PHOTOS/GETTY

rendes Wesen», dem Denken und Sprechen allmählich unmöglich wurden. Doch keinem der beiden Verfallsprozesse stellten sich die Goncourts wirklich. Über Jules' Syphilis wollte Edmond nicht sprechen (den schlechten körperlichen Zustand seines Bruders führte er auf Überarbeitung zurück), für Roses Drama waren die Männer blind. Sie, die mit «Lupenaugen» das Treiben der ganzen Gesellschaft beobachteten, vermochten das Nächstliegende nicht zu sehen: Dass das Dienstmädchen «ihnen oft schon das Frühstück betrunken servierte», fiel Jules und Edmond einfach

nicht auf. Erst als sie sich schreibend mit Rose beschäftigten, erst als sie die Frau zur Romanfigur machten, tasteten sie sich an ihr Wesen heran, ja, «so kamen sie ihr näher als im richtigen Leben», heisst es bei Sulzer.

Genau die Strategie, die die Brüder anwandten, um sich Rose anzunähern, nutzt nun auch Sulzer, um die Goncourts lebendig zu machen. Er stützt sich auf Episoden und Bemerkungen aus ihren umfangreichen Tagebüchern – und verwandelt die beiden Männer auf dieser Basis in Romanfiguren mit bewegtem Innenleben.

In Jules zum Beispiel lässt der Autor intensive Erinnerungen an die Syphilis- ansteckung aufkommen: an die warme Hand der Prostituierten, die er 1750 besuchte, an ihr Zimmer, das ihm so gegenwärtig ist, als habe er es nie verlassen, «ein Verschluss, in den man ihn gesperrt hatte, aus dem man ihn nicht befreien konnte, auch wenn er ihn manchmal tage-, wochenlang vergass, aber nie länger, nie monatelang, das Verlies war immer nah». Edmond wiederum, der Jules' letzte Monate im Tagebuch von 1870 präzise dokumentierte, zeigt Sulzer in Zuständen tiefster Verzweiflung. Um der Auflösung seines jüngeren Bruders ein Ende zu setzen, will er sogar zum Äussersten greifen: «Er zog den Revolver aus der Tasche und hielt die Mündung an Jules' Schläfe.»

Allianz der Sterbenden

Die Krankheit entzweit die Männer, die bis dahin derart perfekt aufeinander abgestimmt waren, dass sie stets gleichzeitig Migräne bekamen oder Lust auf Froschschenkel hatten. «Liebte er seinen Bruder noch? Ganz gewiss schlugen ihre Empfindungen nicht mehr im gleichen Takt wie früher.» Dafür ist Jules nun im dauernden Gespräch mit Rose. Die traurig gestorbene Frau sitzt an seinem Bett und geht ihm durch den Kopf, auch wenn er ihren Namen nicht mehr auszusprechen vermag: «Oos» ist alles, was Jules im Endstadium noch herausbringt.

Die Sterbenden, scheint es, bilden über die Zeiten hinweg ein neues Doppel. Und wenn man so will, vollzieht auch Sulzer eine Duplikation: Was die Brüder in ihren Büchern niederschrieben, im Tagebuch und im Roman, das nimmt der Autor in seine eigenen zwei Hände und formt es durch seine Vorstellungskraft zu einer neuen Geschichte – ohne dass man immer wüsste, wo die Grenzen verlaufen zwischen Dokumentiertem und Imaginiertem.

Die Goncourts, die ihre Zeitgenossen mit spitzer Feder sezieren, werden durch dieses Verfahren selber bis ins Innerste ausgeleuchtet; der Klatsch, der Tratsch und das ganze Gedöns der mondänen Gesellschaft, all die Dinge, mit denen man die Brüder gemeinhin verbindet, bleiben hier reine Randerscheinungen. So beschrieben, mag Sulzers «*Doppelleben*» nach einer verkopften Angelegenheit klingen. Der Roman ist alles andere als das: Aus vermeintlich bekannten Gestalten schafft Alain Claude Sulzer Figuren, die in ihrer Menschlichkeit berühren.

Ein lauter Knall vor dem Fenster

Kriegstagebuch aus Charkiw, zweiter Teil (25). Von Sergei Gerasimow

13. Mai 2022

Der Krieg verändert den Fluss der Zeit auf unerwartete Weise.

Meine Tochter Ann, die nun auf der anderen Seite von Charkiw lebt, schreibt mir eine SMS und fragt: «Glaubst du, dass die Zeit jetzt schneller läuft? Vorher ist sie praktisch stehengeblieben.»

Ich weiss, was sie meint, und auch mich treibt das gleiche Gefühl um. Im ersten Monat, oder wahrscheinlich in den ersten fünf und vierzig Tagen des Krieges, den härtesten Tagen, da wir so wenig Hoffnung hatten, schien die Zeit nur vorwärts zu kriechen, Zentimeter um Zentimeter, oder sogar ganz stehenzubleiben. Damals kamen so viele Dinge an einem Tag zusammen, und gleichzeitig hatten wir für alles so viel Zeit. Es scheint unglaublich, wenn wir heute bis zum frühen Morgen Nachrichten schauen und dann einschlafen; wir stehen spät auf und denken erst daran, etwas Wichtiges zu tun, wenn der Tag schon wieder vorbei ist.

Etwas, das im Herzen eines jeden von uns gefroren war, ist jetzt geschmolzen. Die Menschen sind weicher, entspannt-

ter und sorgloser geworden, und es fühlt sich an, als hätte die Zeit ihren Rhythmus verändert. Sie scheint einfach zu verschwinden. Wir haben keine Zeit für irgendetwas, und die Wochen verfliegen schneller als früher die Tage.

Vorübergehende Erscheinung

Ich erinnere mich, dass ich vor nicht allzu langer Zeit zwei Studenten unterrichtete. Beide stammten aus Charkiw, aber der eine von ihnen hatte sich in Warschau niedergelassen, und der andere war nach Dnipro gezogen. Ich war mit ihnen über Skype verbunden, aber ich konnte ihre Gesichter nicht live sehen. Ich hörte ihre Stimmen und sah ihre Bildschirme mit den Texten und Übungen. In einem Moment gab es einen lauten Knall vor meinem Fenster.

«Was war das?», fragte der Student aus Warschau.

«Keine Ahnung», sagte ich. «E in Luftangriff.»

Die Lektion ging weiter, denn ein Luftangriff ist eine ganz alltägliche Sache. Nach fünf Minuten verschwand

der Schüler aus Dnipro vom Schirm. Als er wieder auftauchte, sagte er, er habe gerade zwei Flugzeuge über seinem Haus gesehen.

«Unsere oder ihre?», fragte ich ihn. «Unsere, glaube ich», sagte er. «Denn ich habe keinen Alarm gehört. Aber dann fing das Licht an zu blinken. Es blinkt immer, wenn Flugzeuge übers Dach fliegen. Das könnte ein physikalisches Phänomen sein, oder vielleicht senden sie einen elektromagnetischen Impuls aus, um elektronische Geräte ausser Gefecht zu setzen.»

Das war eine interessante Idee. Hier in Charkiw blinkt das elektrische Licht zeitweise, wenn ich meinen Computer neu starte, aber ich hätte nie gedacht, dass das mit anfliegenden Flugzeugen zu tun haben könnte. Während ich darüber nachdachte, meldete sich über Facebook eine ehemalige Studentin von mir, die in den USA war. Sie schrieb, dass ein anderer ehemaliger Student von mir, der noch in Charkiw war, behauptete, dass die Stadt nicht mehr existiere, dass sie vollkommen zerstört sei. «Nein, nicht ganz», antwortete ich ihr und unterrichtete

die Studenten aus Dnipro und Warschau weiter. An diesem Tag erklärte ich den Jungs die Komplexität der indirekten Rede. Sie waren klug und gaben mir zu verstehen, dass sie alles verstanden hätten, aber ich wusste, dass «alles» eine starke Übertreibung war.

Eine Woche später erfuh ich, dass der Student aus Dnipro nach England weitergezogen war. Er studierte weiterhin an einer der Universitäten in Charkiw, lebte aber nun in Newcastle. Er scheint nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen zu sein.

Der Krieg wird unendlich lange

Vor zwei Wochen war ich damit beschäftigt, eine Reihe von Gedichten aus dem Russischen ins Englische zu übertragen, und erfuhr zu meiner Überraschung, dass eines der Gedichte in der Lyrikzeitschrift «*Rattle*» erscheinen würde. Ein paar Tage später erhielt ich Fanpost von jemandem, der mir für meine Übersetzung dankte und sagte, dass der Dichter, den ich übersetzte, einer seiner Lieblingsdichter sei.

Ich verstehe immer noch nicht, wie Dinge so schnell passieren können, und es scheint, als habe die Zeit selbst ihr Tempo auf seltsame Weise verändert. In einem tieferen psychologischen Sinn scheint sie fast stehenzubleiben, andererseits birgt jede Woche viel mehr Ereignisse als früher. Ein einziger Monat kommt jetzt Jahren gleich.

Aber der Krieg, der in einer anderen Dimension der Zeit existiert, scheint sich ins Unendliche zu erstrecken. Als er begann, waren wir sicher, dass er in wenigen Tagen oder Wochen vorbei sein würde. Als er sich über den ganzen Frühling hinzog, hielten wir das für unglaublich lang. Nun aber hören wir, dass die grossen Kämpfe erst im August beginnen und bis Ende des Jahres vorbei sein würden. Die Länder, die sich zunächst beeilten, die Ukraine mit modernen Waffen auszustatten, spielen nun offensichtlich auf Zeit und geben Putin die sichere Gelegenheit, weitere Zehntausende Menschen vom Leben zum Tod zu befördern, sowohl ukrainische als auch russische.

Aus dem Englischen von Andreas Breitenstein.